

Ulrich Kölker
Caerulea
Roman

Panthomo Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werks, um daraus Informationen, insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2025 Panthomo Verlag. Alle Rechte vorbehalten
Abb. Umschlag vorne: Digitale Graphik von Ulrich Kölker
Abb. Umschlag hinten: Fotoarbeit von Ulrich Kölker
Panthomo Verlag, Waldweg 66a, 48163 Münster
post@panthomo.de / www.panthomo.de
Druck: Libri Plureos GmbH,
Friedensallee 273, 22763 Hamburg
ISBN: 978-3-912409-00-0

Das Buch

Eine vierköpfige Crew wird von der asiatisch-europäischen Weltraumbehörde AESA auf einen interstellaren Flug geschickt, den ersten in der Geschichte der Menschheit, möglich gemacht durch eine neue Antriebstechnik und den Tista Decelerator, der in dem von der KI Sempagilis III gesteuerten Raumschiff Promessa ein Feld aufbaut, in welchem sich die Zeit so stark dehnt, dass aus zehntausend Tagen einer wird. Die vier sind der Astrobiologe Jetmir Metaxas, die Genetikerin Shamsha Buzdar, der Ökologe Jakob Kuti und die Künstlerin Patrycja Król. Sie sollen drei sonnenähnliche Sterne in der habitablen Zone umkreisende Exoplaneten erkunden, ihr erstes Ziel ist die knapp zwanzig Lichtjahre von dem aufgeheizten und ökologisch verarmten Heimatplaneten Erde entfernte »blauwangige Schönheit« Caerulea. Die Handlung des Romans setzt in den dreißiger Jahren des 22. Jahrhunderts ein.

Der Autor

Ulrich Kölker, 1956 in Senden geboren, hat Kunst und Germanistik studiert und als Dozent in der Erwachsenenbildung gearbeitet. Heute lebt er als Autor, bildender Künstler und Verleger in Münster. Er hat in einer Reihe von Zeitschriften wie z. B. *Akzente*, *manuskripte*, *Sprache im technischen Zeitalter*, *neue deutsche literatur*, *Am Erker* und *Edit* kurze Prosa veröffentlicht und von *Radio Bremen* produzierte Hörspiele verfasst.

Wir hatten die Umlaufbahn des Mondes bereits passiert, als Laimas prägnante Stimme vermeldete, der Tista Decelerator initialisiere nun den Ralentierungsprozess. Jetmir stieß die Luft hörbar aus, schickte ein dreisilbiges Nicken hinterher. »Adieu, Außenzeit. Adieu, Sonntag«, murmelte Shamsha und setzte vernehmlicher hinzu: »Morgen um diese Stunde werden wir uns schon fast ein Lichtjahr von der Erde entfernt haben und alle von uns dort Zurückgelassenen werden dann um mehr als siebenundzwanzig Jahre gealtert sein.« Und manche auch schon nicht mehr leben, dachte ich und sah zu Patrycja hin. Ging ihr Ähnliches durch den Kopf?

Dass die Ralentierung sich unserer Wahrnehmung vollkommen entzog, irritierte mich noch immer. »Dass man nichts spürt«, sagte ich, »absolut nichts. Für von draußen Hereinschauende sähe es aus, als erstarnten wir unter dem Bann eines mächtigen Zaubers.«

Jetmir hob (leicht amüsiert, wie mir schien; wegen des mächtigen Zaubers, vermutete ich) die Brauen, Patrycja aber signalisierte Zustimmung. »Ja, das ist wirklich seltsam«, sagte sie. »Beim ersten Mal dachte ich, ich spüre was, aber das war natürlich reine Einbildung, Autosuggestion.«

»Das Ralfeld ist nun aufgebaut«, ließ sich Laima vernehmen. »Wir haben übrigens noch eine kleine Überraschung für euch, euer Adla holt sie gerade aus dem Kühlschrank. Wenn ihr nichts dagegen habt, lasse ich euch jetzt allein. Meldet euch, wenn ihr mich braucht.«

Wir tranken dann auf unsere fürsorgliche KI, hoben die Gläser mit der munter perlenden kleinen Überraschung in die Richtung des handtellergroßen himmelblauen Lautsprechers. Laima, durch die direkte Ansprache zurückgerufen, bedankte sich artig und verabschiedete sich ein zweites Mal.

Die Entscheidung, dass wir vier die Crew bilden, ist erst sechs Monate vor dem Start der Mission gefallen. Damals wurde auch eine Ersatzcrew zusammengestellt: Deren Mitglieder wussten aber, dass sie nur im Falle einer frühen Katastrophe zum Zuge kämen. Gab es in der Gruppe welche, die uns das Privileg, die Ersten zu sein, neideten? Ich denke, davon darf man wohl ausgehn, anmerken ließ sich allerdings niemand etwas. Es hat in Kandava bis zum letzten Tag eine Atmosphäre unverkrampfter Kollegialität geherrscht.

Die Ersten! Wir sind es (das hat etwas ungemein Erhebendes, aber auch etwas Unwirkliches) in dem Sinne, wie Juri Gagarin der Erste war, ein paar Jahre nach ihm Neil Armstrong und dann, acht Jahrzehnte nach diesem, Lenny Feng. Wir vier, Jetmir Metaxas, Patrycja Król, Shamsha Buzdar und ich, Jakob Kuti, werden für alle Zeiten diejenigen sein, die als Erste das Sonnensystem verlassen haben: mit dem Auftrag, um andere Sterne kreisende Planeten zu erkunden.

Werden wir uns als Team bewähren? Wir sind, das ist sicher ein Plus, ungefähr gleich alt, sind alle vier kurz vor der Jahrhundertwende geboren, darum von unserem Selbstverständnis und unserem Lebensgefühl her Menschen des 22. Jahrhunderts. Jetmir ist Astrobiologe, Shamsha Genetikerin und ich bin Ökologe. Wir drei sind also Biowissenschaftler, Patrycja aber ist Künstlerin. Sie ist wegen ihres anderen Blicks auf die Phänomene dabei.

Patrycja sieht mit ihren aquamarinblauen Augen, ihrem vollen fliederfarbenen Haar und den Strähnchen in Lindgrün und Apricot recht ansprechend aus, dazu ist sie rundhüftig, wie es das Schönheitsideal will und wie es auch meinem Geschmack entspricht. Shamsha dagegen verweigert sich sichtbar jeder Selbstinszenierung. Sie trägt, das ist mir gleich bei unserer ersten Begegnung aufgefallen, in der rechten

Innenhand das münzgroße Erkennungszeichen der No-Design-Bewegung.

Jetmir wäre es fraglos lieber gewesen, wenn man sich statt für Patrycja für Shahrzad entschieden hätte. In Kandava hat man die beiden oft beieinandersitzen sehen, in angeregter Unterhaltung. Shahrzad hat regelmäßig mit Astrobiologen zusammengearbeitet, Jetmir kennt ihre Bilder aus Fachpublikationen. »Sie hätte den richtigen Blick«, hat er einmal in einem Vier-Augen-Gespräch gesagt, was ich so aufgefasst habe, dass Patrycja den seiner Meinung nach nicht unbedingt hat.

Für ihre Reize dürfte er aber wohl trotzdem empfänglich sein, ist doch sein Style von dem ihren nicht sehr verschiedenen. Sein in der Mitte gescheiteltes und zu Cornrow-Zöpfchen geflochtenes langes Haar und sein dichter kurzer Vollbart sind olivgrün gefärbt, den Bart teilt ein die Achse des Scheitels aufnehmender schmaler rostroter Strich. Hinzu kommt eine Vorliebe für Overalls mit parakeltischen Flechtmustern und Mokassins mit aufgestickten herbstfarbenen Pixel Patterns.

Ich bin verglichen mit ihm ein ziemlich farbloser Typ. »Wie du immer rumläufst, Jakob«, hat ein Studienkollege einmal gesagt. »Dieses uninspirierte Grau in Grau. Du hast doch afrikanische Wurzeln.« Offenbar war er der Auffassung, ich müsste einen genetisch bedingten Hang zu folkloristischer Buntheit haben.

Ein paar Jahre später habe ich es übrigens mal (von einem bevorstehenden Arbeitsplatz- und Wohnortwechsel in eine Alles-ist-möglich-Stimmung versetzt und von einer fidelen Bombologin ermuntert und beraten) mit einem zweifarbigem Seitenzopf und einem mit Mandelbrotspitzen besetzten Wams in venezianischem Kolorit versucht, aber es hat nicht funktioniert, ich habe mich wie ein fiebender psychede-

lischer Harlekin gefühlt. Das Extravaganteste, das ich mir heute leiste, ist mein grau-grünes Flowsnake-Longsleeve.

Shamsha hält mich darum vielleicht für eine verwandte Seele. Neulich hat sie mich gefragt, ob ich ihr einen Roman empfehlen könne. Ich habe *KI JHWH* von Xenia Beckstein genannt.

Der Roman ist über hundert Jahre alt und fast vergessen. Er spielt in den Vereinigten Staaten, in einer Zukunft, die längst Vergangenheit geworden ist, an der Gegenwart vorbei. Die USA sind in drei Teile auseinandergebrochen und in weiterer Auflösung begriffen. Im unruhigen Süden ist eine kleine protestantische Sekte, frustriert davon, dass ihr Gott nicht mehr zu ihr spricht, darauf verfallen, eine KI mit biblischen Gottes- und Prophetenworten zu füttern und sich zukünftig von ihr leiten zu lassen. Die KI errichtet ein blutiges Terrorregime, hetzt die Glaubensgemeinschaft zu Taten von archaischer Grausamkeit auf, die sich erst gegen Andersgläubige richten, dann aber auch zunehmend gegen angebliche Abweichler in den eigenen Reihen.

Na ja, vielleicht hätte ich Shamsha doch leichtere Kost empfehlen sollen, eine hintersinnige Humoreske wie *Das Tagebuch einer Drosophila* von Gaspar Moshkarov oder eine nette Petitesse wie *Villa Verdana* von Rufio Ricardo Ramos de la Riva, ein Roman, der von einem Autor erzählt, der mit dem Verfassen eines Romans beschäftigt ist, in dessen Zentrum ein Autor steht, der nie etwas anderes als von Romanautoren erzählende Romane geschrieben hat.

Ob Shamsha meiner Empfehlung wohl gefolgt ist und die schwarze Zukunftsphantasie auf ihr Multi geladen hat? Als Bettlektüre? Tagsüber wird sie sich doch wohl eher mit ihrer Fachliteratur beschäftigen. Heute Vormittag allerdings, als sie sich, kurz nachdem sie ihr Sektglas geleert hatte, in ihre Räume zurückzog, wollte sie, wie wir später erfuhren, ein-

fach allein sein, auch wenn sie etwas von wartender Arbeit murmelte. Und Patrycja, die sich wenig später verabschiedete, mochte, auch das erfuhren wir dann, nicht länger Konversation betreiben.

Jetmir und ich tranken, wie wir es in den letzten Monaten häufiger getan haben, noch einen Matale-Tee zusammen. Nachdenklich in seiner Tasse rührend, sagte er: »Was du da vorhin bemerkt hast, fand ich sehr interessant. Dass es für außerhalb des Innenzeitbereichs sich Befindende aussähe, als ständen wir unter dem Bann eines Zaubers. Kennst du den Satz – ich habe leider vergessen, von wem er ist –, dass jede hinreichend entwickelte Technologie von Magie nicht zu unterscheiden ist?«

In der ersten Phase der Ausbildung haben Jetmir und ich kaum ein Wort miteinander gewechselt. Nachdem bereits im Vorfeld (es sollen sich an die fünfhundert beworben haben) kräftig gesiebt worden war, hatte man für Kandava eine zwanzigköpfige Gruppe zusammengestellt. Diese zwanzig kamen aus sechzehn verschiedenen AEA-Staaten. Wie zu erwarten, hatten sich schon nach ein paar Tagen mehrere Untergruppen gebildet. Meine war dreiköpfig und bestand aus Dianne, die als Einzige neben mir unübersehbar afrikanische Vorfahren hatte, dem wie sie aus Frankreich kommenden Laurent und mir. Jetmirs Gruppe war fünfköpfig, außerdem war er, wie bereits erwähnt, viel mit Shahrzad zusammen, die gleichzeitig noch mit Shamsha und Phuong eine Dreiergruppe bildete. Ich dachte damals, Jetmir könnte mit mir nicht viel anfangen.

»Ich begebe mich mal nach unten«, sagte er nach dem Tee. »Lust, mitzukommen?« Nein, hatte ich nicht, mir war nicht nach Sport, überhaupt nicht. Aber zu lesen oder mir vorlesen zu lassen, konnte ich mir auch nicht vorstellen.

Ich saß dann in meinem Arbeitszimmer im Sessel, den

Kopf in den Nacken gelegt, die Augen geschlossen. Verrückt, dachte ich, völlig verrückt! Die Promessa saust mit einer noch vor ein paar Jahrzehnten für unerreichbar gehaltenen Geschwindigkeit durch den interstellaren Raum, aber du merkst nichts davon. Hier zu sitzen fühlt sich – auch dank dem Agra Generator, diesem erstaunlichen Nebenprodukt der in den 2080er und 2090er Jahren von der Copertino-Gruppe betriebenen paraphysikalischen Forschungen – nicht anders an, als zu Hause im Sessel zu sitzen, und doch weißt du, wo du jetzt bist, war nie zuvor ein Mensch.

Mehr als eine Stunde vor dem Mittagessen saßen wir wieder alle zusammen in der Squadra. Sie habe sich zurückziehen müssen, um ihre Gedanken zu ordnen, sagte Shamsha; sie habe beim Sekt den Eindruck gehabt, unsere Unterhaltung werde in einer der Situation nicht angemessenen Weise trivial, Patrycja; unten Sport treiben zu wollen, sei eine Schnapsidee gewesen, Jetmir.

»Es ist in Kandava viel in puncto Teambuilding unternommen worden«, sagte ich, »aber schweigend beieinanderzusitzen, das haben wir nicht gelernt.«

Nach dem reibungslos verlaufenen Start hatte die Promessa eine Flut von Glückwünschen erreicht, Laima spielte und las uns während des Mittagessens eine Auswahl vor. Wer uns da nicht alles gratulierte! Alleroberste Repräsentanten! Aber da in der Außenzeit inzwischen ein paar Jahre verstrichen waren, war es gut möglich, dass der sich mit pathetischen Floskeln an uns wendende Staatschef X oder die uns mit warmen Worten gutes Gelingen wünschende Regierungschefin Y gar nicht mehr in Amt und Würden waren.

Vieles war, wovon er sich peinlich berührt zeigte, an Jetmir adressiert. Man gratulierte ihm und seiner Mannschaft, ihm und seiner Crew, als wäre er der Commander, der Chef. Obwohl sich die Medien nach der Bekanntgabe unserer Namen

mit allen vieren beschäftigt hatten und speziell mit Patrycja als der Künstlerin auch eingehender, war die mit Abstand größte Aufmerksamkeit doch Jetmir zuteil geworden: weil er der Astrobiologe, aber, denke ich, wohl auch, weil er eine eindrucksvolle Erscheinung ist. Er hatte eine Reihe von Interviews gegeben und es war ausgiebig über ihn berichtet worden, wobei sogar seine Vergangenheit als Swirlophonist in zwei ephemeren Amateurbands in kaum einem Artikel und kaum einem Einspieler unerwähnt geblieben war.

Nach dem Essen schlug uns unsere KI die Töpferscheibe vor. Wir begaben uns also nach unten und stellten uns auf sie. »Nehmt euch bei den Händen«, forderte uns Laima auf und die Scheibe begann sich zu drehen. Wir schauten einander in die Augen, lächelnd, dann schlossen wir sie, gaben uns der Drehbewegung hin. Wir waren der Ton und wir waren der Töpfer, wir waren der Krug, den seine Hände formten.

»Geht bitte in den Entspannungsraum hinüber und legt euch auf die Vilamatten«, sagte Laima, und wie wir lagen: »Schließt jetzt wieder die Augen.« Eine wie von weither kommende, gemächlich in sich kreisende Musik ertönte und ich spürte, wie Atmung und Herzschlag ruhiger wurden.

»Caerulea«, sagte Laima. »Der erste Planet, den ihr besuchen werdet. Eine blauwangige Schönheit wie die Erde. Lasst Caerulea vor eurem inneren Auge erscheinen.«

Wir taten es, dann sagte sie: »Turanatunis. Der zweite Planet, den ihr besuchen werdet.« Wir ließen ihn gleichfalls vor unserem inneren Auge erscheinen und schließlich und endlich auch Cornucopia.

Wir sind bis zum Abend zusammengeblieben, aber nun sitze ich in meinem Arbeitszimmer und schreibe. Mit der Hand, was kaum noch wer tut, aber ich bin davon überzeugt, ich kann so besser formulieren. Jetmir würde, wenn er mich jetzt sähe, vielleicht die Brauen heben. Amüsiert, würde ich

denken, doch dann würde er, stelle ich mir vor, etwas sagen wie: »Papier und Stift, Jakob. Interessant.«

Fast alle schreiben heute mit dem Multi, die meisten, indem sie dem Gerät ihre Texte diktieren. Viele formulieren auch gar nicht mehr selbst, sondern sprechen nur noch ein paar Notizen aufs Multi und das macht dann daraus einen Text, sagen wir (dafür muss ein Programm wie *Retroworter* installiert sein) einen Tagebucheintrag im Stil des 19. oder 20. Jahrhunderts. Mir würde es nie im Leben einfallen, mich eines Diary-Programms zu bedienen, ich liebe aber das von diesen Tools so ausgiebig verwendete Präteritum. Erzähltes bekommt, finde ich, durch das gute alte Präteritum immer so etwas Gediegen-Romanhaftes und das gefällt mir.

Ich werde jetzt jeden Tag ein bisschen schreiben. Es ist nicht das erste Mal, dass ich Aufzeichnungen mache, aber das erste Mal, dass ich dies mit dem Gedanken im Hinterkopf tue, das, was ich hier ganz ungeordnet zu Papier bringe, später vielleicht zu etwas auch für andere Interessantem weiterzuverarbeiten, zu einer Art Reisebericht. Natürlich bin ich mir darüber im Klaren, dass es völlig ungewiss ist, ob nach unserer Rückkehr zur Erde noch Interesse an dergleicher besteht.

Vielleicht sollte ich, bevor ich für heute den Stift aus der Hand lege, noch kurz die Räumlichkeiten hier beschreiben. Die Squadra, der große Gemeinschaftsraum, besitzt einen dekagonalen Grundriss, ihre zehn Wände messen in der Breite abwechselnd vier und zwei Meter. Unter der Squadra liegt der gleich gebaute Bewegungsraum mit der großen Töpferscheibe in der Mitte und den um sie herum angeordneten Sportgeräten. Die Squadra ist umgeben von den vier zwölf Quadratmeter messenden Arbeitszimmern, dem ebenso großen Eingangsbereich und fünf kleinen Räumen mit trapezförmigem Grundriss. Unter den Arbeitszimmern

sind die Schlaf- und die Badezimmer, unter dem Eingangsbereich liegt der Entspannungsraum.

Das obere und das untere Deck sind durch schlanke Lifte miteinander verbunden, diese befinden sich in den trapezförmigen Räumen. In vier der kleinen Räume des oberen Decks lagern zudem diverse Gegenstände und Materialien, in den Räumen unter ihnen stehen Diagnose- und Analysegeräte. Der kleine Raum links neben dem Eingangsbereich aber dient als Küche und der unter ihm als Lebensmittel-lager.

Alle zehn Wände der Squadra haben Türen, die zum Eingangsbereich hin lässt sich aber nur bei volliger Übereinstimmung von Außen- und Innenzeit öffnen, sie ist also jetzt fest verschlossen. Unten sind nur sechs Türen, zu den Schlafzimmern hin gibt es keine.

Die cremefarbenen Wände und Decken sind mit durch nur leichte Abtönungen vom Grund sich abhebenden und vage an Zellstrukturen erinnernden Lineamenten bedeckt. Die silbergrauen, sich auf ein leichtes Heben der Hand hin lautlos öffnenden Türen tragen spiralförmige ginstergelbe Punktmuster und sind braunviolett gerahmt. Die Bodenfliesen bilden in einer Kombination aus gedeckten Rot-, Orange- und Grüntönen komplexe geometrische Ornamente. Die in Delfter Blau-Weiß gehaltenen Badezimmerskulpturen sind mit Radiolarienskeletten bemalt, die Bespannungen der Sitzmöbel mit pastellfarbenen Darstellungen von Julia-Mengen bedruckt.

Im Eingangsbereich stehen, rechts und links von der Tür, zwei große blaugraue Kästen, die Alpha- und die Omega-Einheit des Decelerators. Seine anderen Teile sitzen, durch fingerdicke Kabel mit den beiden Kästen verbunden, in den Wänden. Der Eingangsbereich liegt außerhalb des Ralfeldes, gehört also zu den Außenzeitsegmenten der Promessa. In diesen agieren die KI Sempagilis III und zwei unter ihrer

Kontrolle stehende Adla Roboter. Die KI steuert das Raumschiff auch. Laima ist der Teil von ihr, der in die Innenzeit des Ralfeldes hinein kommuniziert.

Sie wird uns in etwa sieben Stunden wecken, zu unserem zweiten Tag an Bord der Promessa. Es ist also an der Zeit, ins Bett zu gehen. Mano und Mona, die nichts wissen von kosmischen Distanzen und extrasolaren Planeten, haben es mir vorgewärmt.

»Wie man wohl heutigentags auf der Erde darüber denkt, dass man im 22. Jahrhundert entschieden hat, eine Künstlerin mit auf einen interstellaren Flug zu schicken?«, sagte Patrycja, als wir nebeneinander in ihrem Bett lagen.

»Die Frage beschäftigt dich?«, wunderte ich mich. »Gut möglich, dass man die Crew ganz anders zusammensetzen würde als damals, aber muss dich das kümmern? Vielleicht würde man ja auch keinen Ökologen mehr mitfliegen lassen.«

»Nein, das kann man nicht vergleichen!«, rief sie. »Auch wenn heute vielleicht kein Ökologe mehr dabei wäre, die damalige Entscheidung, einen bei der Mission mitmachen zu lassen, wird man immer noch verstehen. Aber dass *ich* mit von der Partie bin, versteht vielleicht kein Mensch mehr. Ich meine, die Entscheidung hatte schon etwas sehr Zeitgeistiges.«

Damit hatte sie vielleicht recht. Im 20. und im 21. Jahrhundert hätten es die meisten wohl wenig nachvollziehbar gefunden, wenn jemand wegen seines künstlerischen Hintergrundes in eine Astronautencrew aufgenommen worden wäre. Doch dann machte um die Wende zum 22. Jahrhundert Seth Pilgrim, dem eine Mäzenin einen Aufenthalt auf der chinesischen Raumstation ermöglicht hatte, mit spektakulären, die Astronomical Art neu definierenden Spacescapes Furore, und als nur wenige Jahre später die über Mond und Mars noch nicht hinausgelangte Raumfahrt dank dem SEC-Antrieb endlich zu neuen Ufern aufbrechen konnte, wurden (mit ausdrücklichem Verweis auf Pilgrims Werke) Forderungen laut, wenigstens bei einer der geplanten Missionen eine Künstlerin, einen Künstler mitfliegen zu lassen.

Wohl gerade weil dies nicht geschah, verschwand das

Thema nie ganz aus den Medien, sondern wurde dort einigermaßen regelmäßig verhandelt, und als dann Turrianos Decelerator auch interstellare Flüge möglich machte und die erdähnlichen extrasolaren Planeten ins Visier genommen werden konnten, war der Gedanke, dass der künstlerische den wissenschaftlichen Blick auf die fremden Welten sinnvoll ergänzte, bereits so populär geworden, dass sich die AESA nicht länger verweigerte und einen der vier Plätze in der Promessa-Crew für aus der bildenden Kunst Kommende ausschrieb.

»Vielleicht ist so etwas nie wieder gemacht worden«, mutmaßte Patrycja. »Vielleicht bin ich die einzige Künstlerin, die jemals von offizieller Seite ins All geschickt worden ist.«

»Und? Wäre es so tragisch, wenn sich die Sache so verhielte?«, fragte ich. »Du verfügtest dann über ein Alleinstellungsmerkmal, von dem andere nicht einmal zu träumen wagen.«

»Und was ist, wenn meine Teilnahme an der Mission als Kuriosum in die Geschichte der Raumfahrt eingeht oder längst als das gilt?«, entgegnete sie. »Ein solches Alleinstellungsmerkmal wünscht sich doch wohl niemand.«

Arme Patrycja, dachte ich. Hat sie sich mit diesen Zweifeln schon die ganze Zeit herumgeschlagen oder melden die sich erst jetzt, am Vorabend der Caerulea-Erkundung?

»Du bist eine hochbegabte Künstlerin und in der Lage, Werke zu schaffen, die so überzeugen, dass deine Teilnahme allein durch sie gerechtfertigt erscheint«, erklärte ich etwas pathetisch. Aber natürlich war mir klar: Sie ist eine Künstlerin des 22. Jahrhunderts und die Sprache ihrer Werke für die lange nach uns Geborenen vielleicht ganz unverständlich, eine Fremdsprache, zu der sie absolut keinen Zugang mehr finden.

Beim Frühstück besprachen wir mit Laima das Tagespro-

gramm. Die Exploration des Planeten sollte aus verschiedenen Gründen mit der Erforschung der gemäßigten Zone beginnen. Zuerst wollten wir uns durch einen gemeinsamen Überflug einen allgemeinen Eindruck verschaffen und dann, wie bereits abgesprochen, arbeitsteilig weitermachen. Dabei sollten sich aber (darauf bestand unsere KI) die beiden Zweierteams nicht mehr als dreihundert Kilometer voneinander entfernen: Gerieten zwei in eine Notlage, konnten ihnen die beiden andern rasch zu Hilfe eilen.

Eine Landung auf Caerulea war erst für den letzten Tag vorgesehen, das heißt, wir würden heute aller Wahrscheinlichkeit nach keine Schutzkleidung brauchen. Die bodennahe Erkundung des Planeten sollte mittels multisensorischer Schwarmdrohnen erfolgen, die der submarinen Lebensräume sollten sich gleichfalls zu Schwärmen organisierende Robofodiatoren übernehmen. Der heutige Einsatz würde bis zum späten Nachmittag dauern, warum wir Lunchpakete mitbekamen.

Wir starteten eine knappe halbe Stunde nach dem Frühstück, überließen die Lenkung der Raumgleiter zu Beginn dem Autopiloten, wechselten aber, als wir Erkundungshöhe erreicht hatten, zur Handsteuerung. Wir überflogen Caerulea mit geringer Geschwindigkeit, erst in tausend Meter Höhe, dann gingen wir auf sechshundert Meter runter.

Es war nicht zu übersehen: Auf dem Planeten hatte sich wie auf der Erde komplexes Leben entwickelt. Die Biomarker hatten das auch erwarten lassen, aber natürlich macht es einen Unterschied, ob man etwas denkt, als plausibel annimmt oder ob man es sieht, durch den Augenschein von seiner Realität überzeugt wird.

»Was ist das da unten?!«, kam Jetmirs erregte Stimme aus dem Lautsprecher. »Ein Wald?!«

»Ja, sieht ganz danach aus!«, rief Patrycja. »Aber was für

eine Pracht! Was für ein Farbenreichtum!« Wie aufgekratzt sie war, wie euphorisch! Und hatte sich doch noch vor ein paar Stunden mit niederdrückenden Zweifeln herumgeschlagen.

Unter uns breitete sich nun eine Ebene mit veränderter Vegetation: eine Art Steppe, in der, was wir Wald genannt hatten, zu verstreut liegenden Inselchen geschrumpft war. Und in dieser Ebene, dieser steppenartigen Landschaft bewegte sich auch etwas und dann wieder: Tiere. Und endlich war da eine ganze Herde.

»Was machen die da?«, fragte Shamsha mit vor Erregung rauer Stimme. »Grasen?«

»Ja, vermutlich. Oder sagen wir, etwas in der Art«, entgegnete ich. »Ob das, was dort wächst, grasartig ist und die Nahrungsaufnahme also Grasen genannt werden kann, ist aus dieser Entfernung natürlich nicht zu erkennen.«

»Das werden wir später klären«, warf Jetmir gut gelaunt ein. »Eure Drohnen werden einiges zu tun bekommen.«

Wir überflogen eine Seenlandschaft. Alle Ufer waren dicht bewachsen und auf dem Wasser schwammen Tiere, die vielleicht Vögel waren, vielleicht auch etwas ganz anderes. Ich sah zu Patrycja hinüber und fragte mich, was von dem, was sich hier unseren Blicken bot, wohl in ihre Kunst eingehen würde.

Eine Weile folgten wir einem Flusslauf, und als der zu einem Mündungsdelta auszufransen begann, sagte Jetmir: »Ich schlage vor, wir trennen uns jetzt, Shamsha und ich erkunden das Schelfmeer und ihr zwei schaut euch die vorhin überflogenen Regionen genauer an.«

Patrycja und ich flogen zu dem Waldgebiet zurück, und als wir über ihm waren, schickten wir die Drohnen los. Bald erreichten uns die ersten Bilder und die entlockten uns lauter Ahs und Ohs. Die den Wald bildenden Gewächse sahen ganz

anders als irdische Bäume aus, waren viel regelmäßiger gebaut, die Skelette aus Stämmen, Ästen und Zweigen (wenn diese Wörter verwendbar sind) polysymmetrisch, die gelben, grünen, blauen, violetten, roten wie auch mehrfarbigen Blätter fächerförmig oder spiraling angeordnet.

Pelzige gelb-braune Vielfüßer kletterten in den Bäumen umher und in der Luft war ein Geschwirr von bunten, insektenartigen Tieren. Einige von denen pflückten im Vorbeifliegen kleine kugelige Früchte von den Gewächsen, fassten sie mit drei oder vier Beinpaaren und flogen mit ihnen davon. Plötzlich öffnete sich, wie aus dem Nichts kommend, eine Art Sack und saugte alles, was vor ihm herumschwirrte, ein.

In der Region der Stämme herrschte Halbdunkel. Was dort wuchs, erhob sich kaum über den Boden. Wir sahen wie geflochten aussehende nestartige Gebilde voller kleiner dottergelber und rostroter Blüten, eine Art Moos, das in verschiedenen Blau- und Grüntönen changierende vielzackige Sterne bildete, dunkel schimmernde knollige Zusammenballungen von etwas Ledrigem, das mit winzigen silbergrauen Polyedern besetzt war.

Etwas, das rund wie ein Knopf war und auf dem gewölbten Rücken ein dreifarbiges labyrinthisches Kurvenmuster trug, bewegte sich in raschem Zickzack zwischen den Nestern und Sternen und verschwand in welkem Laub. Etwas Schlangenartiges, dessen hintere Hälfte aber zweigeteilt war, schob sich langsam über den Waldboden und arbeitete sich dann einen mastartigen Stamm hoch, wobei sich die beiden Schwänze wie Steigeisen um ihn legten. Etwas Dünnnbeinig-Graziles und rubinrot gepunktetes Goldenes glitt an einem langen Faden aus einer Krone, und kaum war es unten angekommen, verschwand der Faden, als würde er auf eine Spule gewickelt, im Hinterleib.

»Was Shamsha und Jetmir wohl für Entdeckungen machen?«, meinte Patrycja.

»Seltsam, genau das habe ich auch gerade gedacht!«, entfuhr es mir. Mit Almira war mir so etwas dann und wann passiert, das fiel mir jetzt ein. Einmal hatte ich ein paar Sekunden, bevor sie dazu angesetzt hatte, einen Wochenendausflug vorzuschlagen, das von ihr anvisierte Ausflugsziel ganz deutlich vor meinem inneren Auge gesehen.

Die Drohnen meldeten, dass etwas in der Nähe Wärme abstrahlte. »Was?!«, rief ich erregt. »Untersuchen, sofort!«

Der Schwarm flog zur Wärmequelle und die entpuppte sich als ein hochbeiniger Sechsfüßer, der unter einem der großen Gewächse stand und mit gerecktem Hals vielfingrige, rotblau marmorierte Blätter fraß. Das Tier war feingliedrig wie eine Gazelle, seine in den gedämpften Tönen eines Perserteppichs gehaltene Fellzeichnung zeigte ein diffiziles kleinteiliges Muster.

Plötzlich hörte es zu fressen auf und drehte (irritiert, wie uns schien) den Kopf. Die Drohnen waren ihm offenbar zu nah gekommen. »Distanz vergrößern und dann Objekt heranzoomen«, bestimmte ich in dem knappen Kommandoton, den wir in der Ausbildung für die Kommunikation mit den Drohnen gelernt hatten. Sie folgten aufs Wort und der Warmblüter beruhigte sich wieder.

Wir schauten dann lange zu, wie er mit spitzem Maul Blatt um Blatt abzupfte und mit gemächlichen Kaubewegungen fraß. Um höher sitzende Blätter zu erreichen, setzte er erst das vordere und dann auch das mittlere Beinpaar an den Stamm. »Was für ein schönes Tier«, murmelte Patrycja.

Warmblüter waren auch die schon beim gemeinsamen Überflug gesehenen Herdentiere, die waren allerdings vierbeinig. Außerdem waren sie kräftiger als der Laubfresser im Wald und, vom prachtvoll gezeichneten Hinterteil einmal

abgesehen, sparsamer gemustert. Die Vegetation der »Steppe« zeigte eine große Vielfalt. Manches war grasartig, aber die Herde bevorzugte eine große, unregelmäßige Fladen bildende dichtbuschige Pflanze mit kleinen fleischigen, orange getigerten blaugrünen Blättern. Das Verb grasen passte also nicht zur Nahrungsaufnahme dieser Tiere.

Etwas abseits von der Herde lagerte eine Gruppe kleinerer Vierbeiner mit auffallend kräftigen Gebissen. Waren das Jäger? Die Fressfeinde der Herdentiere? Gut möglich. Tiere, die andere Tiere töteten, gab es vielleicht überall, wo sich komplexes Leben entwickelt hatte.

Das Fell der mutmaßlichen Jäger war ockergrün und zeigte ein an Schrift erinnerndes Muster aus sehr unregelmäßig geformten kleinen rotbraunen Flecken. Zwei Jungtiere tollten wie Welpen herum, der Rest der Gruppe schien zu dösen.

Es war schon Nachmittag, als wir mit der Exploration des Seengebiets begannen. Was hatten wir beim Überflug auf dem Wasser schwimmen sehen? Das wollten wir nun klären. Vögel, war meine erste Vermutung gewesen, doch das stellte sich als falsch heraus: Diese Tiere hatten weder Federn noch Flügel noch Schnäbel. Wie sich zeigte, waren sie auch nicht warmblütig. Dennoch ähnelten sie unseren Säugern viel mehr als unseren Reptilien und Amphibien.

Sie hatten ein flaches Gesicht und ein breites Maul, einen kräftigen Leib und große schaufelförmige Vorderfüße, mit denen sie sich rudernd vorwärtsbewegten. Ihre Rückenpartie war kobaltblau, ihre Bauchseite cremeweiß, das Gesicht aber orangerot. In der Nähe der Ufer, wo das Wasser flach war, stellten sie sich auf ihre kurzen stämmigen Hinterbeine, um vom Schwimmen zum Laufen zu wechseln.

Zu ernähren schienen sie sich vor allem von grün-gelb gefleckten dreiblättrigen Pflanzen, die auf dem Wasser schwammen. Möglicherweise waren sie aber keine reinen

Herbivoren, sondern fraßen auch kleinere Tiere. Manchmal tauchten sie ganz unter; was sie dann taten, war für uns nicht zu erkennen.

Auf der Wasseroberfläche bewegten sich auch noch andere Tiere, so etwa eins, das, schwanenhalsig und rundköpfig, mit einem langen, spitzen, offenbar aus einer hornartigen Substanz bestehenden jadegrünen Schnabel ausgestattet war und vier große Ruderfüße von der gleichen Farbe besaß, ein anderes, das, durchscheinend wie Bernstein, zwei winzige Augen hatte, drei große, immer offene Münder und viele paddelartige Extremitäten, deren Bewegungen wie choreographiert wirkten, sowie eins, das wie ein Schlangenkopf aussah, aus dem etwas wie eine achtfingrige geschuppte Hand wuchs, die sich unaufhörlich zur Faust schloss und sofort wieder öffnete und damit eine Vorwärtsbewegung erzeugte.

Was sich unter der Wasseroberfläche tat, war nur schemenhaft zu erkennen. Wir beschlossen darum, ein paar Robofodiatoren nach unten zu schicken. Die ersten Tiere, die wir dann zu Gesicht bekamen, sahen unseren Fischen ähnlich, doch es gab auch welche mit ganz anderen Bauplänen, zum Beispiel eins, bei dem ein kleiner keilförmiger Leib zwischen großen flügelartigen Seitenflossen saß, oder eins, das wie ein mit weichen Noppen besetztes Ellipsoid aussah und etwas wie eine lange Schlepppe aus Knotenschnüren hinter sich herzog. Dazu kamen wurm- und krebsartige sowie etwa fußgroße amöbenhafte Lebewesen.

Eine große Vielfalt an Lebensformen fand sich auch an den Ufern der Seen. Wir entdeckten unentwegt Überraschendes oder durch Schönheit für sich Einnehmendes. Irgendwann wurde ich von meinen Gefühlen überwältigt.

»Du weinst ja, Jakob«, sagte Patrycja und berührte mich sanft an der Schulter.

»Wenn das der Sinn des Ganzen ist, dieser Reichtum, diese Vielfalt«, versuchte ich ihr und mir zu erklären, was mich bewegte, »dann hatten wir auf der Erde über Jahrhunderte eine Kultur der Sinnvernichtung und wir beide wissen nicht, wie es sich dort heute verhält. Hat die Menschheit eine echte Kehrtwende hingekriegt – immerhin hat es nach dem Zwanzigjährigen Chaos gewisse Bemühungen gegeben – oder vernichtet sie noch immer, um entbehrlicher Bequemlichkeiten und schaler Abwechslungen willen?«

Kurz vor dem ausgemachten Zeitpunkt für den Rückflug zur Promessa meldete sich Shamsha und erinnerte uns daran (wir hätten es wirklich beinahe vergessen), dass wir Bioproben mitbringen sollten. Wir ließen also unsere Drohnen ein paar Blätter und Blüten zupfen und schickten auch noch einmal einen Robofodiator los, für eine Wasserprobe mit Plankton.

Als wir aus den Raumgleitern stiegen, war schon fast Abendbrotzeit. Jetmir und Shamsha waren auf Patrycjas und meine Erlebnisse und Filmaufnahmen ebenso begierig wie wir auf ihre. Beim Essen erzählten Patrycja und ich und zeigten erste Bilder.

»Man könnte fast neidisch werden«, bemerkte Shamsha mit leuchtenden Augen.

Nach dem Essen berichtete Jetmir von der Erkundung der Schelfregion und präsentierte Kostproben des vom Robofodiatorenschwarm Aufgezeichneten. Shamsha aber entschuldigte sich: Es zog sie nach unten zu ihren Analysegeräten, sie wollte noch heute mit der Untersuchung der Bioproben beginnen.

Patrycja und ich bekamen Fischähnliches in allen erdenklichen Größen zu sehen und in den verschiedensten Variationen, was Körperbau, Farbgebung und Musterung betraf, dazu Tiere mit langem Schlangenleib und wie gerüschten

seidigen Seitenflossen, im Wasser schwebende runde bau-chige Scheiben, deren Unterseiten mit flimmernden Lamel-len besetzt waren, Ketten von kleinen silber-blauen Kugeln, bei denen niemand die Frage »Einzelwesen oder Verband« zu beantworten sich getraute, dunkle Knäuel, aus denen Dutzende von schmalen Köpfen, Dutzende von schnappen-den Mäulern hervorschauten, und gespensterhafte Wesen, die willenlos zu treiben schienen und wie zufällig Beute machten.

Die submarine Pflanzenwelt zeigte eine nicht weniger große Bandbreite, hinzu kamen wie auf der Erde Lebewesen, die sich nicht ohne weiteres zuordnen ließen, vielleicht Tiere waren, vielleicht Pflanzen oder auch etwas Drittes.

Wenn es in ein paar Tagen weiterginge zum Planeten Turanatunis, würden wir viel Zeit für eine eingehendere Be-schäftigung mit dem von den Kameras Aufgezeichneten haben, heute waren wir für die aber zu berauscht und zu aufgekratzt. Außerdem spürten wir, dass wir uns der Grenze unserer Aufnahmefähigkeit näherten.

»Wir haben so viel gesehen in den letzten zwölf Stunden, überwältigend viel«, sagte Patrycja, »und morgen erwartet uns vermutlich ein ähnliches Bombardement von visuellen Eindrücken. Was haltet ihr davon, wenn wir, bevor wir uns zurückziehen, noch ein paar Takte Musik hören?«

Jetmir und mir gefiel der Vorschlag sehr, und als wir dann Shamsha fragten, erklärte die, sie habe auch für heute genug getan. Wir legten uns also alle vier im Entspannungsraum auf die Vilamatten und hörten zum Abschluss dieses so aufregenden Tages Nikolaus Gosecks in den späten 2090er Jahren, also um die Zeit unserer Geburt herum komponiertes und dann überaus populär gewordenes Orchesterstück *Pil-lars of Creation*.